The Legion
Der Kreis der Fünf

Kami Garcia

# The Legion

## Der Kreis der Fünf

Aus dem Amerikanischen
von Eva Hierteis

cbt

cbt ist der Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *EOS* für dieses Buch
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

1. Auflage 2013
© 2013 für die deutschsprachige Ausgabe cbt Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
© 2013 by Kami Garcia
Published by Arrangement with Kami Garcia
Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel »The Legion. Unbreakable«
bei Little, Brown & Company, New York.
Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30287 Garbsen.
Aus dem Amerikanischen von Eva Hierteis
Lektorat: Sabine Franz
Umschlagmotiv: Tracie Taylor/Trevillion Images; shutterstock/Mihai-Bogdan Lazar
Umschlagkonzeption: bürosüd, München/www.buerosued.de
MG · Herstellung: kw
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-570-16270-5
Printed in Germany

www.cbt-jugendbuch.de

*Für Alex, Nick & Stella*

*Keine der fiktiven Welten, die ich erschaffe,*
*kann es mit unserer gemeinsamen aufnehmen.*

*Auf tausend, die auf die Äste des Bösen einhacken,*
*kommt einer, der versucht, es an der Wurzel zu packen.*

Henry David Thoreau, *Walden*

## Kapitel 1

# Schlafwandeln

Als meine bloßen Füße in die feuchte Erde einsanken, bemühte ich mich, den Gedanken an all die Toten zu verdrängen, die unter mir begraben lagen. Ich war schon ein paarmal an diesem winzigen Friedhof vorbeigekommen, doch noch nie so spät am Abend, und wenn, dann war ich außen an seinen Eisentoren vorübergegangen, von denen die Farbe abblätterte.

Ich hätte alles dafür gegeben, jetzt *vor* diesen Toren zu stehen.

Im Mondschein kündeten die Reihen verwitterter Grabsteine nur allzu unmissverständlich davon, was die gepflegte Rasenfläche wirklich war – der grasbewachsene Deckel eines riesigen Sarges.

Ein Zweig knackte und ich fuhr herum.

»Elvis?« Ich hielt Ausschau nach einer Spur des grauweiß geringelten Schwanzes meiner Katze.

Eigentlich riss Elvis nie aus. Sonst strich er mir immer zufrieden um die Fußknöchel, sobald ich die Tür aufmachte – bis auf heute Abend. Er war so schnell abgehauen, dass mir nicht mal Zeit blieb, Schuhe anzu-

ziehen, und ich hatte ihn barfuß acht Blocks verfolgt, bis ich schließlich hier gelandet war.

Plötzlich drangen gedämpfte Stimmen durch die Bäume an mein Ohr und ich erstarrte.

Auf der anderen Seite des Tors lief im fahlen Lichtkegel der Straßenlaterne ein Mädchen in den blaugrauen Joggingklamotten der Georgetown University vorbei. Ihre Freunde holten sie ein, und sie stolperten lachend den Gehsteig entlang, bis sie in einem der Universitätsgebäude verschwanden.

Man konnte leicht vergessen, dass der Friedhof inmitten des Collegecampus lag. Als ich mir einen Weg durch die unebenen Grabreihen bahnte, verloren sich die Laternenpfähle hinter den Bäumen, und die Wolken tauchten den Friedhof abwechselnd in Mondlicht und Finsternis. Ich ignorierte die leise Stimme in meinem Hinterkopf, die mir zuflüsterte, dass ich nach Hause gehen sollte.

Aus dem Augenwinkel nahm ich eine Bewegung wahr – ein weißes Aufblitzen.

Hastig ließ ich den Blick über die Steine schweifen, die nun in völliger Schwärze versanken.

*Komm schon, Elvis. Wo steckst du?*

Nichts fürchtete ich mehr als die Dunkelheit. Ich sah gern, was auf mich zukam, und im Schutz der Finsternis konnte sich alles Mögliche verbergen.

*Denk an was anderes.*

Die Erinnerung überkam mich, ehe ich etwas dagegen tun konnte …

*Das Gesicht meiner Mutter über meinem, als ich blinzelnd*

*erwachte. Die Panik in ihren Augen, als sie einen Finger an ihre Lippen presste und mir damit zu verstehen gab, dass ich still sein sollte. Der kalte Boden unter meinen Füßen, als wir zusammen zu ihrer Ankleide schlichen, wo sie die Kleider zur Seite schob.*

*»Es ist jemand im Haus«, flüsterte sie und löste ein Brett aus der Wandverkleidung, hinter dem eine schmale Öffnung zum Vorschein kam. »Warte hier, bis ich zurückkomme. Und verhalte dich ganz still.«*

*Ich quetschte mich hinein, während sie das Brett wieder anbrachte. Bis zu diesem Augenblick hatte ich nicht gewusst, was absolute Finsternis bedeutete. Ich starrte auf die Stelle, wo einige Zentimeter vor mir meine Handfläche auf der Holzlatte lag. Doch ich konnte sie nicht sehen.*

*Um die Schwärze auszusperren, schloss ich die Augen. Da waren Geräusche – das Knarren der Treppe, Möbel, die über den Boden kratzten, gedämpfte Stimmen – und ein Gedanke, der mir wieder und wieder im Kopf herumging.*

*Was, wenn sie nicht zurückkam?*

*Zu verängstigt, um zu prüfen, ob ich mich nicht auch selbst befreien konnte, ließ ich meine Hand, wo sie war. Ich lauschte meinem hektischen Atmen und war überzeugt davon, dass wer auch immer im Haus war, es ebenfalls hören konnte.*

*Irgendwann gab das Holz unter meiner Handfläche nach und ein dünner Lichtstrahl drang herein. Meine Mom streckte die Hand nach mir aus und versicherte mir, dass die Eindringlinge geflohen waren. Als sie mich hochhob und aus ihrer Ankleide trug, konnte ich nichts als das Pochen meines Herzens hören und an nichts anderes denken als an die erdrückende Last der Finsternis.*

Ich war damals erst fünf, doch jede Minute in dem winzigen Verschlag hatte sich tief in mein Gedächtnis eingebrannt. Deshalb hatte ich auch jetzt das Gefühl, keine Luft zu bekommen. Ein Teil von mir wollte nach Hause, mit oder ohne Katze.

»Elvis, komm her!«

Irgendetwas bewegte sich zwischen den bröckelnden Grabsteinen vor mir.

»Elvis?«

Hinter einem Steinkreuz tauchte ein Umriss auf.

Ich zuckte zusammen und mir entfuhr ein leises Keuchen. »Entschuldigung.« Meine Stimme bebte. »Ich suche meine Katze.«

Der Fremde sagte kein Wort.

Plötzlich nahm ich alle Geräusche viel intensiver wahr – das Knacken der Zweige, das Rascheln der Blätter, das Pochen meines Pulses. All die Fernsehsendungen über ungelöste Verbrechen, die ich gemeinsam mit meiner Mutter angesehen hatte, schossen mir durch den Kopf, denn genau so fing es meistens an: Ein Mädchen steht allein irgendwo rum, wo es nicht sein sollte, und starrt den Kerl an, der gleich auf es losgehen wird.

Ich wich zurück. Zäher Morast umschloss meine Knöchel wie eine Hand, die mich festhalten wollte.

*Bitte, tu mir nichts.*

Der Wind peitschte über den Friedhof, wirbelte lange Haarsträhnen von den Schultern des Fremden auf und ließ den dünnen Stoff des weißen Gewandes von ihren Beinen hochflattern.

*Ihre* Beine.

Eine Woge der Erleichterung überspülte mich. »Hast du vielleicht einen grau-weißen Siamkater gesehen? Ich dreh ihm den Hals um, wenn ich ihn in die Finger kriege.«

Schweigen.

Ihr Kleid fing das Mondlicht ein, und mir fiel auf, dass es überhaupt kein Kleid war, sondern ein Nachthemd. Wer, bitte schön, lief denn im Nachthemd auf einem Friedhof herum?

*Jemand, der verrückt ist.*

*Oder jemand, der schlafwandelt.*

Schlafwandler soll man ja nicht wecken, aber ich konnte sie doch nicht einfach allein hierlassen. Es war schon ziemlich spät.

»He, kannst du mich hören?«

Das Mädchen zeigte keinerlei Regung, sondern starrte mich nur an, als könne es in der Dunkelheit mein Gesicht erkennen. Ein ungutes Gefühl machte sich in meiner Magengrube breit. Ich wollte woanders hinsehen – irgendwohin, einfach nur weg von ihrem nervtötenden Starren.

Meine Augen wanderten hinunter zum Sockel des Kreuzes.

Die Füße des Mädchens waren ebenso nackt wie meine, und es sah aus, als würden sie den Boden nicht berühren.

Ich blinzelte ein paarmal, weil ich nicht vorhatte, die andere Option in Betracht zu ziehen. Es musste am Mondschein liegen und an den Schatten. Ich warf ei-

nen Blick auf meine eigenen Füße, die voll Schlamm waren, und sah dann wieder zurück zu ihren.

Sie waren bleich und makellos, ohne einen einzigen Schmierer.

Plötzlich blitzte weißes Fell vor ihr auf und raste auf mich zu.

Elvis.

Ich packte ihn, ehe er wieder entwischen konnte. Er fauchte mich an, fuhr seine Krallen aus und zappelte wie verrückt, bis ich ihn widerwillig losließ. Mit klopfendem Herzen sah ich ihm nach, wie er über das Gras davonflitzte und sich unter dem Tor durchzwängte.

Ich wandte mich zu dem Steinkreuz um.

Das Mädchen war verschwunden. Auf dem Boden keine Spur von ihr – nur eine glatte, unberührte Schlammschicht.

Blut von den Kratzern sickerte über meinen Arm, während ich den Friedhof überquerte und versuchte, mir das Mädchen im weißen Nachthemd auszureden.

Und mir ein ums andere Mal ins Gedächtnis rief, dass ich nicht an Geister glaubte.

Kapitel 2

# An der Oberfläche kratzen

Als ich zurück auf den hell erleuchteten Gehsteig stolperte, war Elvis spurlos verschwunden. Ein Typ mit einem großen Rucksack über der Schulter sah mich schief an, als er merkte, dass ich barfuß und bis zu den Knöcheln voller Matsch war. Wahrscheinlich dachte er, ich würde irgendeiner merkwürdigen Sekte angehören.

Meine Hände hörten erst auf zu zittern, als ich die O Street erreichte, wo die Schatten des Campus endeten und die Lichter des Verkehrs von Washington D.C. begannen. Heute waren sogar die Touristen, die oben auf der Treppe des *Exorzisten* für ein paar gruselige Fotos im Dunkeln posierten, irgendwie ein tröstlicher Anblick. Der Drehort dieses Horrorstreifens war wirklich der reinste Besuchermagnet.

Plötzlich kam es mir vor, als wäre der Friedhof meilenweit weg, und ich begann, an dem, was ich erlebt hatte, zu zweifeln.

Das Mädchen auf dem Friedhof war nicht schemen-

haft oder durchscheinend gewesen wie die Geister in Filmen. Es hatte wie ein ganz normales Mädchen ausgesehen.

*Außer, dass es geschwebt ist.*

Oder?

Vielleicht hatte es im Mondschein nur so gewirkt. Und vielleicht waren ihre Füße nicht schmutzig, weil der Boden an der Stelle, wo sie stand, trocken war. Als ich schließlich bei meinem Block ankam, der aus lauter Reihenhäusern bestand, die wie Sardinen zusammengequetscht waren, war ich zu der Überzeugung gelangt, dass es Dutzende von Erklärungen gab.

Elvis lungerte auf den Eingangsstufen herum und machte einen lammfrommen und leicht gelangweilten Eindruck. Kurz überlegte ich, ob ich ihn draußen lassen sollte, um ihm eine Lektion zu erteilen, doch ich liebte diesen dummen Kater.

Der Tag, an dem meine Mom ihn mir gekauft hatte, war mir gut im Gedächtnis geblieben. Heulend war ich von der Schule nach Hause gekommen, weil wir Vatertagsgeschenke gebastelt hatten und ich die Einzige war, die keinen Vater hatte. Er war gegangen, als ich fünf war, ohne sich noch einmal umzusehen. Meine Mom hatte mir die Tränen weggewischt und gesagt: »Bestimmt bist du auch die Einzige aus deiner Klasse, die heute ein Kätzchen bekommt.«

Durch Elvis wurde einer meiner schwärzesten Tage zu einem meiner schönsten.

Ich öffnete die Tür und er huschte hinein. »Du kannst von Glück sagen, dass ich dich reinlasse.«

Im Haus roch es nach Tomaten und Knoblauch und über den Flur hörte ich die Stimme meiner Mom. »Ich habe dieses Wochenende ziemlich viel vor. Und nächstes Wochenende auch. Tut mir leid, aber ich muss jetzt wirklich Schluss machen. Ich glaube, meine Tochter ist gerade nach Hause gekommen. Kennedy?«

»Ja, Mom.«

»Warst du bei Elle? Ich wollte dich gerade anrufen.«

Ich trat in den Türrahmen, als sie das Telefon auflegte. »Nicht wirklich.«

Als sie mich sah, glitt ihr der Kochlöffel aus der Hand und fiel zu Boden. Rote Soßenspritzer verteilten sich über die weißen Fliesen. »Was ist passiert?«

»Alles in Ordnung. Elvis ist abgehauen, und es hat eine Ewigkeit gedauert, ihn wieder einzufangen.«

Mit ein paar Schritten war Mom bei mir und untersuchte die Kratzspuren, die seine zornigen Krallen hinterlassen hatten. »Das war Elvis? Der kratzt doch sonst nie.«

»Das lag wahrscheinlich daran, dass ich ihn gepackt habe. Da ist er richtig ausgerastet.«

Ihr Blick wanderte nach unten zu meinen schlammverkrusteten Füßen. »Wo warst du?«

Ich machte mich auf den Standardvortrag gefasst, den Mom jedes Mal vom Stapel ließ, wenn ich abends unterwegs war: Nimm immer dein Handy mit, lauf niemals alleine im Dunkeln rum, halte dich in gut beleuchteten Bereichen auf – und ihr persönlicher Favorit: erst schreien, dann Fragen stellen. Heute Abend hatte ich jede einzelne dieser Regeln missachtet.

»Auf dem alten Jesuitenfriedhof?« Meine Antwort klang eher wie eine Frage. Als fragte ich mich, wie groß *genau* das Donnerwetter ausfallen würde.

Meine Mom erstarrte und sog scharf die Luft ein. »Ich würde nie und nimmer nachts einen Friedhof betreten«, erwiderte sie wie aus der Pistole geschossen, als hätte sie diesen Satz schon tausendmal gesagt. War aber nicht so.

»Auf einmal so abergläubisch?«

Sie schüttelte den Kopf und sah weg. »Natürlich nicht. Man muss nicht abergläubisch sein, um zu wissen, dass abgeschiedene Orte nachts gefährlich sind.«

Ich wartete auf den Vortrag.

Stattdessen drückte sie mir ein feuchtes Tuch in die Hand. »Mach dir die Füße sauber und wirf es dann weg. Ich will keinen Dreck von einem Friedhof in meiner Waschmaschine.«

Mom wühlte in der Krimskramsschublade herum, bis sie ein riesiges Pflaster zutage förderte, das wie ein Überbleibsel aus meinen Dreiradtagen aussah.

»Mit wem hast du telefoniert?«, fragte ich, um das Thema zu wechseln.

»Nur jemand aus der Arbeit.«

»Hat dieser *Jemand* dich gefragt, ob du mit ihm ausgehen willst?«

Mit gerunzelter Stirn konzentrierte sie sich auf meinen Arm. »Ich habe kein Interesse an einer Verabredung. *Ein* gebrochenes Herz reicht mir völlig.« Sie biss sich auf die Lippe. »Damit habe ich nicht gemeint –«

»Ich weiß, was du gemeint hast.« Meine Mom hat-

te sich eine gefühlte Ewigkeit in den Schlaf geweint, als mein Dad uns verlassen hatte. Und manchmal hörte ich sie noch immer.

Nachdem sie meinen Arm bandagiert hatte, setzte ich mich auf die Arbeitsplatte, während sie die Marinara-Soße vollendete, die für morgen auf dem Speiseplan stand. Ihr beim Kochen zuzusehen hatte etwas Beruhigendes. Dadurch rückte der Friedhof gleich in noch weitere Ferne.

Sie tauchte den Finger in den Topf und probierte die Soße, ehe sie die Pfanne vom Herd nahm.

»Du hast die Chiliflocken vergessen, Mom.«

»Stimmt.« Sie schüttelte den Kopf und gab ein gezwungenes Lachen von sich.

Meine Mom hätte sich selbst vor einem Jamie Oliver nicht verstecken müssen und Marinara-Soße war ihre Spezialität. Eher vergaß sie ihren eigenen Namen als die geheime Zutat. Fast hätte ich ihr das auch unter die Nase gerieben, doch ich hatte ein schlechtes Gewissen. Vielleicht sah sie mich gerade vor sich – in einer dieser Fernsehsendungen über ungelöste Verbrechen.

Ich hüpfte von der Arbeitsplatte. »Ich gehe rauf zum Zeichnen.«

Gedankenverloren starrte sie aus dem Küchenfenster. »Mmm … das ist eine gute Idee. Da fühlst du dich bestimmt gleich besser.«

Um genau zu sein, machte das Zeichnen, dass ich gar nichts fühlte.

Das war der Punkt.

Solange meine Hand sich über das Blatt bewegte, wa-

ren meine Probleme wie vom Erdboden verschluckt, und ich war eine Weile wo anders oder *jemand* anders. Meine Bilder zeigten eine Welt, die nur ich sehen konnte – ein Junge, der seine Albträume in einem Sack mit sich herumschleppte, während Stücke und Brocken davon hinter ihm herausfielen. Oder ein Mann ohne Mund, der im Dunkeln auf die Tastatur einer kaputten Schreibmasche einhämmerte.

Wie das Bild, an dem ich jetzt arbeitete.

Ich stellte mich vor meine Staffelei und betrachtete das Mädchen, das zusammengekauert auf einem Dach hockte und den einen Fuß versuchsweise über die Kante streckte. Mit angstverzerrtem Gesicht starrte sie zum Boden hinunter. Zarte dunkelblaue Schwalbenflügel wuchsen aus ihrem Rücken wie die Äste eines Baumes, und dort, wo sie sich durch ihr Kleid gebohrt hatten, war der Stoff zerfetzt.

Ich hatte mal gelesen, dass es Glück bringt, wenn eine Schwalbe ihr Nest im Dach baut. Aber wenn sie das Nest aufgibt, dann hat man nichts als Pech. Wie so vieles konnte der Vogel ein Segen oder ein Fluch sein, eine Tatsche, der sich das Mädchen mit den Schwalbenflügeln sehr wohl bewusst war.

Als ich mich wenig später schlafen legte, waren meine Gedanken noch immer bei ihr. Und ich fragte mich, wie es wohl wäre, Flügel zu haben und doch zu viel Angst vor dem Fliegen.

Am nächsten Morgen wachte ich völlig gerädert auf. Im Traum war ich von schlafwandelnden Mädchen heim-

gesucht worden, die auf Friedhöfen herumschwebten. Elvis lag zusammengerollt auf einem Kissen neben mir. Ich kraulte ihn an den Ohren und er sprang auf den Boden.

Ich schleppte mich erst aus dem Bett, als Elle am Nachmittag aufkreuzte. Sie machte sich nie die Mühe, vorher anzurufen, ehe sie rüberkam. Elle würde nie auf die Idee kommen, dass jemand sie nicht sehen wollte – eine Eigenschaft, um die ich sie vom ersten Moment an beneidet hatte, als wir uns in der siebten Klasse kennengelernt hatten.

Jetzt lag sie in einem Meer von Bonbonpapierchen auf meinem Bett und blätterte in einer Zeitschrift, während ich vor meiner Staffelei stand.

»Wir gehen heute Abend mit ein paar Leuten ins Kino«, sagte Elle. »Was ziehst du an?«

»Ich habe dir doch gesagt, dass ich zu Hause bleibe.«

»Wegen diesem armseligen Exemplar von einem Typen, der vielleicht gerade mal in der Volkshochschule anfangen wird, wenn wir unseren Abschluss in der Tasche haben?«, fragte Elle mit diesem gefährlichen Unterton in der Stimme, den sie für Leute reserviert hielt, die den Fehler begangen hatten, jemandem wehzutun, der ihr am Herzen lag.

Es war wie ein Schlag in den Magen. Sogar jetzt, nach einigen Wochen, war die Wunde noch frisch.

»Weil ich keinen Schlaf bekommen habe.« Das mit dem Mädchen auf dem Friedhof ließ ich unter den Tisch fallen. Wenn ich anfing, darüber nachzugrübeln, läge nur eine weitere Nacht voller Albträume vor mir.

»Schlafen kannst du noch, wenn du tot bist.« Elle feuerte die Zeitschrift auf den Boden. »Und du kannst dich auch nicht jedes Wochenende in deinem Zimmer vergraben. Du bist nicht diejenige, die sich schämen sollte.«

Ich ließ ein Stück Zeichenkohle in den Angelkasten auf dem Boden fallen und wischte mir die Hände an meinem Overall ab. »Ich finde, abserviert zu werden, weil man sich von seinem Freund nicht als Spickzettel ausnutzen lassen will, rangiert ganz weit oben auf der Beschämungsskala.«

Ich hätte gleich misstrauisch werden sollen, als einer der süßesten Typen der Schule mich gefragt hatte, ob ich ihm dabei helfen könnte, seine Geschichtsnote zu verbessern, damit er nicht aus dem Footballteam flog. Vor allem, weil es Chris war, der schweigsame Typ, der von einer Pflegefamilie zur nächsten weitergereicht wurde – und für den ich schon seit Jahren schwärmte. Als die mit dem besten Notenschnitt in Geschichte und auch allen übrigen Kursen fiel die Wahl logischerweise auf mich.

Ich hatte nur nicht gecheckt, dass Chris wusste, warum das so war.

In den ersten paar Grundschuljahren war mein eidetisches Gedächtnis eine Sensation. Damals bezeichnete ich es als fotografisch, und die anderen fanden es cool, dass ich mir ganze Textseiten innerhalb weniger Sekunden auswendig merken konnte. Bis wir älter wurden und sie kapierten, dass ich nicht lernen musste, um bessere Noten zu schreiben als sie. Als ich in die

Junior High kam, hatte ich gelernt, meinen »unfairen Vorteil« zu verbergen, wie meine Mitschüler und deren Eltern es nannten, wenn sie sich bei meinen Lehrern beschwerten.

Jetzt waren nur eine Hand voll Freunde eingeweiht. Glaubte ich zumindest.

Doch Chris war schlauer, als alle dachten. Er investierte viel Zeit in Geschichte – und mich. Drei Wochen. So lange dauerte es, bis er mich küsste. Zwei weitere Wochen und er bezeichnete mich als seine Freundin.

Wieder eine Woche später fragte er mich bei den Midterm-Prüfungen, ob er von mir abschreiben dürfe.

Ihm ständig in der Schule zu begegnen und so zu tun, als ginge es mir gut, wenn er mich mit seinen halbherzigen Entschuldigungen quälte, war schlimm genug. »Ich wollte dir nicht wehtun, Kennedy. Aber das Lernen fällt mir nicht so leicht wie dir. Ein Stipendium ist meine einzige Chance, hier rauszukommen. Ich dachte, du würdest das verstehen.«

Und wie ich verstand. Was auch der Grund dafür war, dass ich ihm an diesem Abend nicht über den Weg laufen wollte.

»Ich komme nicht mit.«

Elle seufzte. »Er ist nicht da. Seine Mannschaft hat ein Auswärtsspiel.«

»Fein. Aber sollte einer seiner Loser-Freunde da sein, bin ich weg.«

Mit ihrer Tasche und einem zufriedenen Lächeln ging sie ins Bad. »Ich fang schon mal an, mich fertig zu machen.«

Ich puhlte an dem Kohlerand unter meinen Fingernägeln herum. Die würde ich kräftig schrubben müssen, damit ich nicht wie ein Mechaniker rüberkam. Mit dem riesigen Pflaster sah ich ohnehin schon wie ein Brandopfer aus. Wenigstens war es im Kino dunkel.

Unten fiel die Haustür ins Schloss und wenig später tauchte Mom bei mir im Zimmer auf. »Bleibst du heute Abend zu Hause?«

»Schön wär's.« Ich nickte mit dem Kopf in Richtung Bad. »Elle zwingt mich, ins Kino mitzugehen.«

»Und – ist das okay für dich?« Mom gab sich Mühe, es beiläufig klingen zu lassen, doch ich wusste, dass sie sich Sorgen machte, und ich wusste auch, warum. Seit Wochen backte sie Brownies für mich und hörte sich mein Geheul wegen Chris an.

»Er wird nicht da sein.«

Sie lächelte. »Klingt gewagt. Du läufst Gefahr, Spaß zu haben.« Dann änderte sich ihre Miene und sie tat ganz geschäftsmäßig. »Hast du Geld?«

»Dreißig Dollar.«

»Ist dein Handy geladen?«

Ich deutete auf meinen Nachttisch, wo es eingestöpselt war. »Japp.«

»Meinst du, da trinkt jemand Alkohol?«

»Mom, wir gehen ins Kino, nicht auf eine Party.«

»Wenn aus irgendeinem Grund doch getrunken wird –«

Ich ließ sie nicht ausreden, sondern betete den Rest auswendig herunter: »Dann rufe ich dich an, und du

holst mich ab, ohne Fragen zu stellen und ohne irgendwelche Konsequenzen zu ziehen.«

Sie zupfte am Träger meines Overalls. »Und das ist deine Garderobe für heute Abend? Cooles Outfit.«

»Grunge ist wieder im Kommen. Ich bin der Zeit voraus.«

Mom ging zur Staffelei. Sie legte den Arm um mich und lehnte ihren Kopf an meinen. »Du hast echt Talent. Ich habe schon Schwierigkeiten, eine gerade Linie aufs Papier zu bringen. Also von mir hast du das nicht.«

Die andere Möglichkeit ignorierten wir.

Sie betrachtete den schwarzen Staub, der meine Hände bedeckte. »Aber von deinem Wahnsinnstalent mal ganz abgesehen – du könntest durchaus eine Dusche vertragen.«

»Das sehe ich genauso.« Elle steckte ihren Kopf aus dem Badezimmer, aufgestylt für zwei, in einer engen Jeans und einem Tanktop, dessen Träger mit voller Absicht von der einen Schulter gerutscht war. Wen auch immer sie heute Abend damit beeindrucken wollte, derjenige würde sie garantiert nicht übersehen – genausowenig wie alle anderen Typen im Kino. Sogar mit einem zerrupften Pferdeschwanz und fast ungeschminkt würde Elle noch auffallen.

Auch darin unterschieden wir uns.

Mit deutlich geringeren Erwartungen an mich ging ich ins Bad. Die Kohle unter meinen Nägeln wegzukriegen wäre schon ein Gewinn.

Mom und Elle flüsterten miteinander, als ich wieder herauskam.

»Na, habt ihr Geheimnisse?«

»Nein.« Mom hielt eine Einkaufstüte hoch und schwenkte sie am Henkel hin und her. »Ich hab nur eben was für dich besorgt. Ich dachte, die könntest du brauchen. Ein Beweis für meine übernatürlichen Kräfte.«

Ich erkannte das Logo, das seitlich aufgedruckt war. »Ist es das, was ich denke, was es ist?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung …«

Ich zog den Karton heraus und ließ den Deckel auf den Boden fallen. In Seidenpapier eingeschlagen ruhten darin ein Paar schwarze Boots, die seitlich von Lederschnallen zusammengehalten wurden. Ich hatte sie vor ein paar Wochen beim Shoppen entdeckt. Sie waren perfekt – ausgefallen, aber nicht zu ausgefallen.

»Ich dachte, die würden toll zu deiner Uniform passen«, sagte Mom und meinte damit die schwarzen Jeans und verwaschenen T-Shirts, die ich immer trug.

»Die sehen zu allem super aus.« Ich nahm die Stiefel heraus und betrachtete mich im Spiegel.

Elle nickte sie ab. »Definitiv cool.«

»Ohne Bademantel sehen sie vermutlich noch besser aus.« Mom wedelte mit einem kleinen schwarzen Gegenstand durch die Luft. »Und vielleicht mit einem Hauch Wimperntusche?«

Ich hasste Wimperntusche. Sie war wie ein Fingerabdruck am Ort des Verbrechens. Wenn man weinte, be-

kam man die schwarzen Schlieren unter den Augen nie wieder weg, was fast genauso peinlich war, wie vorher vor aller Augen zu heulen.

»Es ist doch nur ein Film und dieses Zeug verteilt sich beim Auftragen immer auf meinem ganzen Gesicht.« Oder auch Stunden später, wie ich am eigenen Leib hatte erfahren müssen.

»Es gibt einen Trick.« Mom stellte sich vor mich und fuchtelte mit dem schwarzen Bürstchen herum. »Nach oben schauen.«

Ich ergab mich und hoffte, dass ich damit zumindest ein bisschen mehr wie Elle aussah und etwas weniger wie das Mädchen von nebenan.

Elle beugte sich über Moms Schulter und studierte ihre Technik, während sie das klebrige Zeug auftrug. »Ich würde alles für solche Wimpern geben. Alles. Und du weißt sie nicht mal zu schätzen.«

Mom trat zurück und bewunderte ihr Werk, dann warf sie Elle einen Blick zu. »Was meinst du?«

»Umwerfend.« Elle ließ sich theatralisch aufs Bett plumpsen. »Mrs Waters, Sie sind voll cool.«

»Um zwölf Uhr bist du zu Hause, sonst werde ich gleich viel weniger cool sein«, sagte Mom und verließ das Zimmer.

Elvis spähte um die Ecke.

Ich ging zu ihm und wollte ihn hochnehmen, aber er erstarrte, die Augen unverwandt auf mich gerichtet, ehe er über den Flur davonpreschte.

»Was ist mit dem King los?«, fragte Elle. King war ihr bevorzugter Spitzname für Elvis.

»Er ist in letzter Zeit schräg drauf.« Ich hatte keine Lust, näher darauf einzugehen.

Ich wollte den Friedhof und das Mädchen im weißen Nachthemd ein für alle Mal vergessen. Doch ich konnte das Bild ihrer über dem Boden schwebenden Füße einfach nicht abschütteln – genauso wenig wie das Gefühl, dass es einen Grund dafür gab, dass ich ständig an sie denken musste.

## Kapitel 3

# Stromausfall

Als Elle mich fünf Minuten vor Mitternacht daheim absetzte, lag das Haus im Dunkeln, was seltsam war, weil Mom eigentlich immer auf mich wartete. Sie werkelte gern in der Küche herum, während ich den Kühlschrank plünderte und einen detaillierten, aber an manchen Stellen leicht abgewandelten Bericht des Abends für sie zum Besten gab. Nach meinem selbstauferlegten Exil würde sie sich darüber amüsieren, wenn ich ihr berichtete, dass sich nichts geändert hatte.

Elle hatte mich durchs Foyer geschleift, während sie mit Typen geflirtete hatte, mit denen sie nie was haben würde, und ich musste gezwungenermaßen mit deren Freunden peinlichen Smalltalk machen. Immerhin hatte ich es überstanden und niemand hatte nach Chris gefragt.

Ich schloss die Tür auf.

Sie hatte nicht mal das Licht für mich angelassen.

»Mom?«

*Vielleicht ist sie eingeschlafen.*

Ich drückte auf den Lichtschalter am Fuß der Trep-

pe. Nichts. Wahrscheinlich hatten wir einen Stromausfall.

*Na toll.*

Das Haus war stockfinster. Eine Welle von Schwindel erfasste mich, als die Angst ihre Finger nach mir ausstreckte.

Meine Hand krampfte sich um das Treppengeländer, und ich konzentrierte mich auf den oberen Treppenabsatz und versuchte, mir einzureden, dass es gar nicht *so* dunkel war.

Ich kroch die Stufen hinauf. »Mom?«

Als ich den Treppenabsatz im ersten Stock erreichte, nahm mir ein Schwall kalter Luft den Atem. Die Temperatur hier drin musste mindestens um zehn Grad gefallen sein, seit ich ins Kino aufgebrochen war. Hatten wir ein Fenster offen gelassen?

»Mom!«

Auf einmal flammten die Lichter auf und warfen lange Schatten über den schmalen Flur. Ich stolperte auf ihr Zimmer zu, während meine Panik mit jedem Schritt wuchs. Die Erinnerung an den winzigen Verschlag hinten in ihrer Ankleide wollte sich mit aller Macht befreien.

*Denk nicht daran.*

Ich tastete mich voran.

An diesem Ende des Flurs war es sogar noch kälter und mein Atem bildete kleine weiße Wölkchen. Die Tür zu ihrem Zimmer stand offen, fahles gelbes Licht zuckte flackernd über den Boden.

Der Gestank kalten Zigarettenrauchs waberte mir

entgegen und ein immer stärker werdendes Gefühl der Furcht schlug seine Krallen in meinen Leib.

*Es ist jemand im Haus.*

Mit dem Anblick, der sich mir bot, als ich durch die Tür trat, stimmte etwas nicht.

Meine Mom lag auf dem Bett. Reglos.

Auf ihrer Brust kauerte Elvis.

Die Lampe in der Ecke ging an und aus, als würde ein Kind mit dem Schalter spielen.

Die Katze gab einen tiefen, kehligen Laut von sich, der die Stille zerriss, und ich schauderte. Wenn ein Tier schreien könnte, dann würde es sich so anhören.

»Mom?«

Elvis' Kopf fuhr zu mir herum.

Ich stürzte zum Bett und er sprang auf den Boden.

Der Kopf meiner Mutter war zur Seite geneigt, dunkle Haare flossen über ihr Gesicht und das Zimmer wurde abwechselnd in Dunkelheit und Helligkeit getaucht. Mir fiel auf, wie still sie dalag – dass ihre Brust sich nicht hob und senkte. Ich drückte meine Finger an ihren Hals.

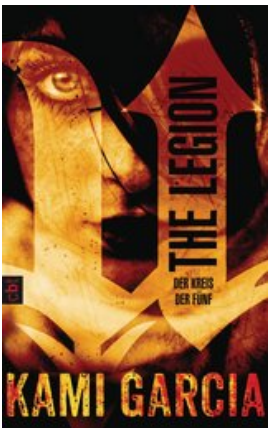
Nichts.

Ich schüttelte sie grob. »Mom, wach auf!«

Tränen strömten mir übers Gesicht und ich schob eine Hand unter ihre Wange. Die Lampe hörte auf zu flackern und tauchte das Zimmer in einen sanften Schein.

»Mom!« Ich packte ihre Schultern und hievte sie mit einem Ruck in eine aufrechte Position. Ihr Kopf schwang nach vorne und fiel ihr auf die Brust. Auf al-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE




Kami Garcia

**The Legion - Der Kreis der Fünf**

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 336 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-16270-5

cbt

Erscheinungstermin: Oktober 2013

Ein Mädchen zwischen zwei Brüdern, uralten Geheimbünden und einem Dämon

Als Kennedy Waters ihre Mutter tot auffindet, bricht ihre Welt zusammen. Noch ahnt sie nicht, dass dunkle Mächte am Werk sind. Bis die attraktiven Zwillinge Jared und Lukas Lockhart in ihrer Tür stehen und sie gerade noch retten – vor einem wütenden Rachegeist, der Kennedy töten wollte. Die beiden Brüder erzählen ihr von »The Legion«, einer jahrhundertealten Geheimgesellschaft, deren Aufgabe ist, die Welt vor einem mächtigen Dämon zu schützen. Alle fünf Mitglieder der Legion starben in einer einzigen Nacht. Und Kennedys Mutter war eine von ihnen. Jetzt ist es an Kennedy, ihren Platz einzunehmen. An der Seite der neuen Mitglieder der Legion, Alara, Priest und den Zwillingen, begibt sich Kennedy auf die Suche nach der einen Waffe, die den Dämon aufzuhalten vermag … im ständigen Kampf gegen tödliche Rachegeister.

Der Titel im Katalog